

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 284. Bromberg, den 13. Dezember. 1934

Spuk in der Heide.

Roman von Fritz Gantzer.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Antje hatte ein energisches Kopfschütteln. „Es ist so. Sie erzählen es in allen Spinnstuben, daß er an jedem Finger zehn hat. Er treibt sich auf allen Tanzböden herum. Frag die Gesine, mit der hat er beim Erntetanz in Studermann auch angebändelt."

„Ach, Antje, höre mal: alles darfst du nicht glauben. Und dann werden solche Draufgänger gewöhnlich die besten Ehemänner. Die Hörner haben sie sich abgelaufen und . . ."

„Vater, du brauchst dir keine Mühe zu geben. Ich ließe mir Timm nicht ausreden, und wenn er vom reichsten Hofe in der Heide käme und eine ganze Kiste voll Taler mitbrächte. Ich will was Treues haben und keinen Wetterfahnenmann, der vor allen hübschen Gesichtern scharwenzelt."

„Du brauchst nicht in die Wolle zu geraten, Döchting", beruhigte Düllingsen, etwas kleinlaut geworden. „Es ist ja man eben nur ein Bereden mit dir." Die dritte Kandidatur seiner Vorschlagsliste schien ihm nach den bisher gemachten Erfahrungen am aussichtslosesten. Denn Johann Delffen aus Hovening war dem Schwabenalter nahe und hatte im Kriege ein Auge verloren. Als er aber dann endlich doch mit ihm herausrückte, weil er eine angefangene Sache gern zu Ende führte, zeigte sich Antje diesem Vorschlag am wenigsten abgeneigt.

„Deffens Johann ist ein lieber, guter Mensch, Vater. Das soll sein. Der Fleißigsten und Bravsten einer in ganz Hovening. Daß er nur ein Auge hat, würde mich nicht anfechten. Ja, man müßte ihm doppelt gut sein, weil er das andere für sein Vaterland opferte. Aber er ist ja viel zu alt für mich, Vater . . . Und überhaupt, Vater, ich werde nur einen Mann heiraten, den ich lieb habe."

Ob sie die Gelegenheit benutzte und von ihrer Liebe sprach? Einmal würde sie ja doch vor die Notwendigkeit einer Erörterung gestellt werden. Sie besann sich noch eine Weile, beobachtete ihren Vater verstohlen, den die Heiratsprojekte für heute nicht mehr zu interessieren schienen, sondern sich in die amtlichen Nachrichten des Kreisblattes vertieft hatte, und faßte sich endlich ein Herz. Und ihre Stimme zitterte, als sie zu reden begann.

Düllingsen horchte auf und ließ das Zeitungsblatt sinken. Wie denn? Warum fing sie noch einmal von dem Heiraten an? Und so komisch sah sie aus. So unruhig und fahrig. Und einmal war sie rot und dann wieder blaß.

Sie redete zuerst etwas durcheinander, wiederholte sich und wagte nicht den Sprung in die Tatsachen hinein.

Erst als Düllingsen, unwirsch werdend, sie aufforderte, endlich zu sagen, was sie eigentlich sagen wolle, offenbarte sie sich. Sie habe ihn zuerst gar nicht leiden können. Aber dann sei es allmählich ganz anders geworden. Und heute wisse sie, daß sie ihn lieb habe, und daß sie nie einen anderen heiraten würde, als ihn.

Jasper Düllingsen hatte sich erhoben und die Faust auf den Tisch gestemmt. Er sah nicht böse aus, aber er hatte auch kein freundliches Gesicht, obwohl ein kleines Lächeln um seinen Mund zuckte. So kannte ihn sein Widerpart in der Gemeindevertretung, wenn er mit seiner Meinung auftrumpfte und sie zur Geltung zu bringen wußte!

„Nee, mein Kind", sagte er. „Der Karl mag ein ganz braver Mensch sein, und ich habe ihn auch ganz gern. Aber daß er mein Schwiegersohn werden sollte? Nee, Döchting, das schlage dir aus dem Sinn. Er ist landfremd, er gehört nicht zu uns. Man kennt seinen Anhang nicht. Er hat keinen Heller, er hat überhaupt nichts. Und gegen sein Nichts kann ich meinen Hof nicht setzen. Du hättest dir deine Rede sparen können, sie ist umsonst gewesen."

Antje spürte ein wunderliches Kreisen ihrer Gedanken. Sie hatte das Gefühl in dunkler Verwirrung zu sein und fand keine Erwiderung. Ohne zu wissen was sie tat, faltete sie die Näharbeit zusammen und erhob sich.

Jasper beobachtete sie in ihrer merkwürdigen Art. „Antje, warum sagst du gar nichts?" fragte er. „Nun bist mir natürlich gram, weil ich nicht mit beiden Händen zufaßte."

Ein eigenes Lächeln, bitter, gequält, glitt über ihr Gesicht. „Gram? Ich weiß nicht. Aber das weiß ich gewiß: Der Hof wird ohne einen jungen Herrn bleiben, wenn es nicht Karl Gunther sein darf."

„So?" sagte Düllingsen, und er wußte nicht, ob er lächeln oder grob werden sollte. Das Mädel hatte so eine verdammte eigene Art, der man im Augenblick nicht beizukommen wußte. „Es wird also darauf anzulegen sein, wer den dicksten Schädel von uns beiden hat."

Antje hob die Schultern. Kurz und eckig war die Bewegung. Sie wünschte eine „Gute Nacht" und ging.

Von diesem Abend an hatte sich etwas Trennendes zwischen Vater und Tochter geschoben. Die ab und zu unternommenen Versuche Düllingsens, darüber hinwegzukommen, mißlangen, weil Antje das Vorhandensein einer Spannung durch ihr ganzes Verhalten geflissentlich unterstrich. Soweit es möglich war, vermied sie ein Alleinsein mit ihrem Vater. In den Fällen, die es nicht umgehen ließen, war sie wortkarg und scheu.

Einmal, an einem Sonntag nachmittag, brachte Düllingsen das Gespräch auf ihre Unterhaltung an jenem Abend im Kabinett zurück.

Da meinte Antje, es sei zwecklos, davon zu reden, wenn noch Entschluß gegen Entschluß stände. Sie hätte den ihren jedenfalls inzwischen nicht geändert.

Da nahm Düllingsen die blaue Sonntagskappe vom Haken und sagte, daß er ins Feld gucken wolle. —

Im Alleinsein dieses Sonntagnachmittags kam Antje, wie schon oft während der letzten Zeit, der Gedanke, daß sie ihrem Leben das lastende Grau ohne Grund in die Tage geschüttet habe. Und daß sie töricht handle, Möglichkeiten wie Tatsachen zu werten.

Zwar war das Zusammensein mit Karl an jenem Märztage im Grasgarten nicht das letzte gewesen. Aber die wenigen Male, die sie im Laufe der langen Monate bei-

einander gesehen, hatte an ihrem Verhältnis zueinander kaum etwas geändert. Antje meinte wohl zu empfinden, daß ihr Karls Zuneigung gehöre, aber er hatte es ihr noch nicht gesagt. Und seitdem sie von ihrer Liebe überzeugt war, hatte sie ihrer Art eine scheue Zurückhaltung angeheftet, so daß sie sich scheinbar fremder geworden, als näher gekommen waren ... Antje seufzte tief. Es war eine rechte Not mit ihrer Liebe ...

Im ersten Dämmerschein kam Düllingsen heim. Er schien gut gelaunt. Etwas wie Genugtuung lag in seinem stillen Lächeln. „Ich war drüben im Moor", erzählte er, sich Antje im Pesel gegenübersetzend. „Sie sind schon ganz hübsch vorwärts gekommen. In der nächsten Wochen wollen sie die beiden ersten Häuser richten. Es werden schmucke Dinger. Die Leute müssen wie die Türken gearbeitet haben ... Ja, was ich noch sagen wollte, Antje ... Ich habe auch mit dem Karl gesprochen ... Na, und wenn du etwa denkst ... Er denkt jedenfalls nicht daran, dich ... Aber was ist denn mit dir, Antje?"

Düllingsen war aufgestanden und hastig zu Antje getreten, die sich jäh erhoben hatte und zu taumeln schien.

„Was hast du getan?" sagte sie, sich hart aufrichtend und zusammenreißend.

„Mein Gott, du kannst einem Angst machen mit deinem Gesicht. Ich habe ihn gefragt, so im Scherz natürlich nur, ohne einen schlechten Gedanken zu haben, er wolle ja wohl nun bald mein Schwiegersohn werden .... Da hat er mit einem kalkigen Gesicht vor mir gestanden. Hat mich angestarrt und gesagt, davon wüßte er nichts ... Und als ich ihm sagte, ich wüßte es aber, da ist er beinahe grob geworden und hat etwas von Lüge gesprochen ... Na ja, also. Antje ... und was hast du dir nun eingebildet!"

Antje erfaßte richtig: Da war einer mit groben Füßen in ein Beet voll zarter Pflänzchen getreten und hatte alles vernichtet. Und wie mochte Karl sie nun beurteilen! Denn er würde sich sagen, daß nur sie ihrem Vater davon erzählt haben konnte.

Etwas Heißes quoll Antje zum Herzen hoch. Sie meinte, daß es Scham sei. Eine grenzenlose Scham, an der sie zu ersticken drohte. Sie schlug die Hände vor das Gesicht. Ein trockenes Schluchzen würgte in ihrer Kehle. Scham und Trauer preßten es hoch. Trauer um ein zerstörtes heimlichstilles Glück.

„Antje!" sagte Düllingsen, das eine Wort herausquälend, wie in einer großen Hilflosigkeit. Er suchte ihre Hände zu fassen.

Sie trat hart zur Seite. „Laß mich!", forderte sie heftig. Und dann anklagend, nicht verstehend: „Wie konntest du das tun! Alles hast du zerschlagen, vernichtet."

Düllingsen griff nach seiner Stirn und starrte zu Boden. Wieso alles zerschlagen und vernichtet? Warum eine Komödie ohne Grund? Mein Gott, was hatte er denn getan? Sich einen kleinen Scherz mit Karl erlaubt. Und weiter schon gar nichts. Wenn man um aller kleinen Scherze willen solch ein Elend anheben würde, dann war es schon besser, sich das Maul zuzubinden und überhaupt nichts mehr zu sagen. Wunderliches Weibervolk! Daß es keinen Spaß verstand.

Der Antje hätte er eigentlich etwas mehr zugetraut. Und nun stimmte sie ein Lamento an, als ob jemand gestorben sei. Sie selbst sah rein zum Vergehen aus, so elend und bleich. Und trotz seines Ärgers über ihre Art quoll etwas wie ein Mitleid in ihm hoch.

„Na, Antje", sagte er gutmütig, ein besänftigendes Zureden in seine Stimme bringend, „so schlimm ist das alles ja gar nicht. Du mußt nicht gleich ..."

„Vater, mit dem Hinwegwischenwollen ist es nicht getan" unterbrach sie jäh, einem plötzlich in ihr auftauchenden Gedanken zustrebend. Sie reckte sich zu entschlossener Haltung hoch und sah dem verlegen Verstummten in das Gesicht. „Du mußt noch heut zu Karl gehen und ihm sagen, daß ich an deinem Schwiegersohngerede nicht schuld bin."

„Oho!" über Düllingsen Stirn lief eine helle Röte. Der eben verscheuchte Ärger kehrte wieder und neigte einem harten Zorn zu. „Du mußt, und dummes Gerede? ... Höre mal! Was soll das heißen! Was denkst du dir!"

Antje sagte still und fest: „Ich wollte nicht despektierlich reden, wie du zu denken scheinst. Und nun soll es heißen: Ich bitte dich, es zu tun, damit er mich wegen deines Fragens nicht falsch beurteilt."

Düllingsen tat ein paar stürmische Schritte zwischen Ofen und Fenster, und schüttelte heftig den Kopf. „I, das fällt mir ja nicht im Traume ein! Ich soll mich wohl von ihm auslachen lassen? Wie kannst du überhaupt solche albernen Forderungen stellen ... Hör' nun endlich auf mit deinem Getue und laß mich in Ruh'. Es muß alles seine Grenze haben."

Antje richtete sich hart in die Höhe. Die Bläue ihrer Augen schimmerte metallisch, hatte etwas wie ein stählernes Leuchten ... Wortlos wandte sie sich ab.

Der Spätsommer gab sich unfroh. Er hatte oft Regentage bei sich zu Gast und sah selten blauen Himmel. Das machte ihn mürrisch. Er lächelte kaum je und hatte keine Freude an der Heideblüte. Ihre Schönheit starb schneller als sonst. Schon war die Spinne am Werk und verjagte die fleißige Imme vor der Zeit. Aber der Altweibersommer flog trotzdem nicht. Er hing müde im feuchten Kraut.

Die Menschen in der Siedlung waren auch nicht die lustigsten. Der viele Regen hielt die Arbeiten auf. Man kam nicht recht voran. Es war, als wenn das Moor Widerstand versuchte und in einen Abwehrkampf getreten sei, um sich seine Angreifer vom Leibe zu halten.

Die Siedler fluchten über das viele Wasser und hatten sorgenvolle Gesichter. Aber sie wurden nicht mutlos. Sie blieben zäh. Es waren viele Flandernkämpfer unter ihnen. Die kannten den Rummel. Mein Gott, wie oft hatte man sich in nasse Unterstände verkriechen müssen! Und die Laufgräben waren auch keine Paradestuben gewesen. Und gar erst die Granattrichter während der letzten Zeit voll Schlamm und Dreck!

Nein, man würde durchhalten! Und es kam ja auch hier keiner, der einem meuchlings in den Rücken fiel und falsche Signale blies. Wie anno 18!

Und man hatte einen tüchtigen Kameraden! Wenn einer mal gar zu arg zum Kopfhängen neigte, so blies er ihn mit einem derben Spaß an, daß das Lachen eine Lust war und die flaue Stimmung schnellen Abschied nahm. Sagte wohl: „Wir werden um so fester an diesem Stück der Mutter Erde kleben, weil wir es ihr Schritt für Schritt abringen mußten ... Ihr wißt doch noch, daß wir an dem Grabenstück am zähesten hingen, das wir mit dem meisten Blut erkauft hatten. Und wenn es trotzdem verloren ging, holten wir es immer wieder ... Ach, Kinder, wir saugen hier eine neue Heimat gleichsam in uns hinein, verschmelzen sie mit unserer Seele. Was meint Ihr wohl, wie wir diese Heimat lieben werden? Wir werden sie viel heißer lieben als das Alte, das uns verloren ging. Wir werden an ihr hängen, wie ein Kind an seiner Mutter hängt. Und wehe dem, der sie uns entreißen möchte!"

Ja, Heinrich Treutlin war ein tüchtiger Kommandeur. Sich vom ihm geführt zu wissen, schüttete das Herz voll Mut und Vertrauen. Es ging von ihm wie starke Zuversicht aus, und die Siedler sagten von ihm: „Was er erst einmal gefaßt hat, das läßt er nicht wieder los. Und wenn er selbst dabei kaputt gehen sollte."

Mit Karl hatte Treutlin in diesen Wochen die ärgste Not. „Mensch, was hängt dir an?" fragte er oft. „Du bist ja die reine Trauerfahne geworden. Noch unter Halbmast. Am besten, du streichst die Flagge überhaupt und läßt dich von Petrus pensionieren. Er hat schließlich noch einen Ruheposten für dich. Frage mal bei ihm an."

Manchmal ging Karl auf diesen Ton ein, lächelte und funkte mit demselben Kaliber zurück. Dann klopfte ihm Treutlin auf die Schulter und sagte: „Siehst du, alter Junge, es wird schon werden. Es geht einem ordentlichen Kerl nie schlechter, als er es sich selbst macht."

Manchmal aber, und das in den weitaus meisten Fällen, wurden Treutlins Heiterkeitsgeschosse zu Blindgängern. Die Wirkung blieb aus, Karl hatte höchstens ein abwehrendes Achselzucken, sah starr geradeaus und antwortete nichts. Oder er fand ein paar ablenkende Redensarten.

Treutlin war längst davon überzeugt, daß der Grund für das veränderte Wesen seines Getreuen Antje hieß. Irgend etwas mußte da in die Quere gekommen sein. Denn sonst wäre es nicht zu erklären gewesen, weshalb Karl Hovening seit Wochen mied. Einmal versuchte Treutlin, durch behutsames Fragen das Terrain zu erkunden, mußte

aber sofort entschiedene Absperrung jedes Zuganges erkennen.

„Du willst dich anscheinend emanzipieren, mein Kind", sagte da Treutlin. „Du gehst damit um, einen eigenen Laden aufzumachen und deinem bisherigen Geschäftsteilhaber zu kündigen. Somit wäre unsere Schicksalsgemeinschaft in den Zustand der Pleite geraten, schade!"

Offenbar verstand Karl nicht, was damit gesagt sein sollte. Wenigstens hatte er keine Entgegnung und starrte Treutlin mit großen, weitgeöffneten Augen eine ganze Weile an. Der schüttelte heimlich den Kopf und dachte: „Vielleicht hat es Sinn, einmal bei seiner neuen Teilhaberin zu versuchen, das Geschäftsgebaren ihres Sozius zu ergründen. Es müßte denn sein, daß der Konkurs auch hier schon angemeldet ist."

In eigener Sache nahm sich Treutlin nicht humoristisch. Je mehr Wochen die Zeit zwischen sein letztes Zusammensein mit Brigitte von Gagern und dem Heute schob, desto ruhiger und sachlicher beurteilte er sein Verhältnis zu ihr. Es war gleichsam, als wenn sie ihm langsam entglitt, als wenn ihr Bild verblasse.

Jenes Auseinandergehen in seiner vielleicht von Freundschaft, von Kameradschaft zeugender Art, kam ihm jetzt mitunter wie eine verpaßte Gelegenheit vor. Und wenn er sich sagte, daß er versuchen müsse, eine neue Gelegenheit herbeizuführen, dann stand immer ein dunkles Warnen in ihm auf und wies ihm einen Weg — der nicht frei war und von dem er nicht wußte, wie er ihn freimachen sollte.

Denn hier würden die Beamten ihre Nase in seine Papiere stecken und Fragen stellen und die Stirnen krausen. „So, hm, ja! Verheiratet? . . . Und Sie haben keinen vollgültigen Beweis von dem etwaigen Ableben Ihrer Frau?" Und man würde ihm alles wieder zuschieben, und man würde geschäftsmäßig und kühl die Achseln heben, und man würde vielleicht auch ein wenig, ein ganz klein wenig bedauernd lächeln und sagen: „Ja, aber, mein Lieber, dann geht es natürlich nicht . . . Sie werden sich doch wohl nicht der Bigamie schuldig machen wollen?"

O dieser verfluchte Bureaukratismus! Erwürgen müßte man ihn. Und alle Gesetze zerreißen, verbrennen! Und dann zu Brigitte von Gagern flüchten und sagen: „Nun komm zu mir! Ich habe mich frei gemacht. Niemand auf der Welt kann es mehr hindern, daß du mir gehörst. Und Gott wird nichts dagegen haben, daß du meine Frau wirst . . . Sonst hätte er irgendwann einmal nicht gesagt: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!"

(Fortsetzung folgt.)

In einem Fingerhut voll Meeres-Sand.

Von Wilhelm Bölsche.

Bei meinen vielen Wanderungen und Wasserfahrten an den herrlichen Blauküsten von Neapel habe ich immer nur eines vermißt: Man erfährt dort so manches auch von den lebendigen Wundern der See: springende Delphine, Quallenkolonien, die der Wind wie azurne Nixenschiffchen zum Steilufer treibt, im kristallenen Grunde grünen Meersalat und schwärzliche Seeigel. Doch es fehlt das Spiel von Ebbe und Flut unserer Nordseegestade mit seinen angeschwemmten Muscheln auf weit ausladender Sandfläche, denn bekanntlich hat das Mittelmeer durchweg nur ganz schwache Gezeiten.

Es ist aber jetzt schon lange Jahre her, daß ein deutscher Naturforscher, der auf den nicht ganz unbekannten Namen Schultze hörte, gerade dort eine bedeutsame Entdeckung machen sollte. Der Sand dieser Zauberufer, auch wo er nur ein weniges zwischen den schaumumsprühten Klippen gehäuft lag, „lebte" gewissermaßen selbst.

Er erwies sich, wenn man die größeren Steinchen aussonderte, in seinem feinsten Korn noch zur reichlichen Hälfte zusammengesetzt aus den unglaublich winzigen nachgelassenen Schälchen winzigster Tierchen!

Unser Forscher untersuchte einen Fingerhut voll solchen Sandes, den wir zu fünf Gramm ansetzen mögen, und er ergab die ungeheure Ziffer von schätzungsweise allein einer Viertelmillion solcher Schälchen. Man konnte sich einen Begriff machen, wieviel Millionen auch nur in ein paar Kubikfuß jenes angeschwemmten Sandes enthalten sein mochten.

Die Erbauer dieser liliputanischen Gebilde waren Urtierchen aus der nächsten Verwandtschaft jener Amöben, mit denen man gern als allerunterster Stufe den ganzen Stammbaum der Tiere beginnen läßt. Viele von ihnen fertigen sich wunderhübsche gerollte und gekammerte Kalkgehäuse, anzuschauen fast schon wie richtige Schnecken- oder Tintenfischschalen in Miniaturgestalt.

Aber wenn man sie durch Löcher solcher Schale feinste gallertige Netzfüßchen regellos hervorspinnen sieht, so erkennt man, daß sie nur aus einem einzigen Zellklümpchen bestehen. Sind viele solcher Löcher in der Kammerwand, so hat man sie danach Siebtierchen oder Foraminiferen genannt.

Das wahre Wunder dieser Siebtierchen beginnt aber erst in einem reichlich phantastischen Riesenfingerhut.

Denken wir uns auf einen Augenblick, alle Ozeane unserer Erde lägen plötzlich leer. Und wir könnten auf einer Autofahrt das ganze Relief ihres Grundes wie eine offene Landschaft bewundern. Es wäre sicherlich in vielem ein Bild wie vom Mond. Märchenhafte Plateaus neben hohen Gebirgen und abgrundtiefen Gräben. Der Vulkanpik von Teneriffa als steile Nadel noch einmal so hoch wie jetzt. Runde Koralleninseln wirklich wie Mondkrater. Geheime Brücken, die untermeerisch die Kontinente verbänden. Ganz besonders merkwürdig erschienen auch gewaltige vorgeschobene Sockelwülste dieser Erdteile selbst. Wenn wir aber glücklich die Böschung solchen Wulstes passiert hätten, so böte sich im tieferen Plan noch wieder eine besondere Schau. Meile um Meile durchführen wir eine Art Wüste Gobi mit blendend schneeweißem Kalkgrund. Wir würden schließlich konstatieren, daß diese gespenstige Wüste über hundert Millionen Quadratkilometer umfaßte, rund ein Drittel des gesamten Meeresbodens. Wie groß würde aber unser Erstaunen sein, wenn wir auch von diesem Wüstensande jetzt ein Fingerhutpröbchen aufnähmen und fänden, daß es diesmal sogar bis 90 Prozent ebenfalls aus solchem reinen „Lebenssand" bestände — nämlich neben einigen anderen Resten wesentlich auch aus unseren Siebtierschälchen.

In der Tat ist es so. Jene ganzen Strecken Meeresboden überzieht fast einheitlich ein Kalkschlamm aus den Gehäusen meist einer Siebtiergattung Globigerina. Die betreffenden Urtierchen selber leben auch hier keineswegs im Sande selbst. Stellen wir uns im Geiste den kolossalen Wasserberg wieder her, der normal darüber steht, so würde er über diesen Globigerinengründen eine mittlere Höhe von etwa dreieinhalb Kilometer haben. Ein genügend schauerlicher Zauberberg. Nur seine obersten paar hundert Meter wären blaues Glas, von der hineinleuchtenden Sonne erhellt. Tiefer dagegen läge pechschwarze Nacht wie in wirklichem Berg, eiseskalt, je weiter es ginge, zuletzt unter dem Druck von mehreren hundert Atmosphären. Unsere Urtierchen des Fingerhuts aber durchwimmeln alle nur jene lichten Sonnenmeter oben. Dort leben, lieben und sterben sie, unfaßbare Zahl, unfaßbarer Generation. Ihre toten Kalkschälchen aber, vom lichtfrohen Einzeller-Leben entlassen, sinken jahraus, jahrein als ein kalkweißer Flockenschnee höchster Feinheit, aber zähester Konsistenz Fingerhut um Fingerhut durch den ganzen Tartarus bis zu diesem Dreieinhalbkilometer-Grunde hinab. Mögen sie dort auch zunächst nur ein feines Häutchen Stoff immer wieder auflagern — in richtigen geologischen Zeiträumen müssen es klafterdicke Schichten werden.

Das Märchen des Fingerhuts selbst ist damit noch nicht zu Ende.

Jene merkwürdige Autofahrt würde noch ein besonderes Abenteuer bringen. Nach Tausenden von Meilen Strecke würde sie vor neue ungeheure Böschungen ge-

raten, die (etwa im Bereich des Stillen Ozeans) nochmals in einen tieferen Plan hinabführten. Das wären die Ozeangründe jetzt, auf denen der Wasserberg normal fünf bis zehn Kilometer hoch stände. Das Auge aber würde nicht mehr die weiße Wüste erblicken, sondern umgekehrt eine rote jetzt. Auch diese rote Wüste dehnte sich hundert und mehr Millionen Quadratkilometer, nur gleichsam noch eine Etage abgründiger. Der Kalkbelag fehlte auf ihr. Denn wenn die Globigerinentierchen auch in diesen letzten Grund ebenso reichlich ihren Höhenregen sendeten, so wären doch Druck und Kälte der Wasser jetzt so stark, daß sie, besonders wohl durch Komprimierung der Kohlensäure, jeglichen Kalk unten sofort wieder fortfräßen.

Wir nähmen zum dritten Male einige Fingerhutproben und stellten fest, was denn der verbliebene rote Wüstensatz selber diesmal sei. Ein Teil erwiese sich unzweideutig als Vulkan-Asche. Kein Wunder: die wird ja immer auch einmal einfallen und sich mit den Jahrhunderten im tiefsten Riesenfingerhut sacken. Nicht selten käme ein winzigstes Körnchen Nickeleisen, kosmisches, meteorisches Material, vielleicht Sternschnuppensubstanz, auch in die Atmosphäre zuerst eingefallen und dann zu einem Restbestand der Tiefe summiert. Der dritte Fund aber wäre wieder der überraschendste. Auch hier in ungeheuren Vielquadratmeilen-Nestern doch auch „lebendiges Rot".

Es sind rund sechzig Jahre her, daß die englische Tiefsee-Expedition des Schiffes Challenger zum erstenmal aus ihren Lot-Fingerhütchen nachwies, daß auch da unten in den furchtbarsten Drucktiefen noch immer auf unabsehbare Strecken lebenerzeugter Sand liege. Auch er als das Werk fast mikroskopischer Urtierchen, die ebenfalls irgendwo in der Wassersäule schwebten, sei es hell oder dunkel. Und ihren dauernden Erdenrest in den Riesenfingerhut des Tartarus hinabsandten wie den Ring, an dem selbst Schillers Taucher doch noch versagte.

Diese letzten Tierchen durften nur nicht mit Kalk bauen, sondern mit einem weit solideren Stoff. Und so fabrizieren sie tatsächlich ihr unsterblich Teil aus Kiesel, also mit einem gangbaren Bilde aus Bergkristall. Wie sie es aber machen, das sollte jetzt erst das höchste Wunder dieser ganzen Fingerhutwelt werden.

Man hat diese Geschöpfchen im Gegensatz zu jenen verkalkten Siebtierchen Radiolarien getauft — das ist Strahlentierchen. An sich auch nur Wesen erst aus einer einzigen Zelle, also ganz unten im System, sind sie doch in ihrem Weichteil durch Einlagerung einer besonderen häutigen Kapsel um den Kernteil etwas anders gebaut als die Siebtierchen. Aber das ist nicht die Hauptsache. Von Anfang an ging von diesen Strahlentierchen etwas aus, das sie wirklich wie einen Stern in der gesamten Tierwelt strahlen ließ. Sie sollten eines der höchsten Zeugnisse lebendiger Schönheit in der Natur darstellen.

Die liebe Sonne.

Im Winter fehlt uns recht oft die Sonne, denn im Dezember haben viele Orte bei uns nur rund 15 Prozent des möglichen Sonnenscheins zu erwarten.

An einem schönen klaren Wintertage beobachten wir durch ein großes Fernrohr die liebe Sonne. 150 Millionen Kilometer ist sie von uns entfernt. Ein normaler Schnellzug brauchte bei ununterbrochener Fahrt etwa 200 Jahre, um sie zu erreichen. 6000 Grad C Wärme strahlen von ihrer Oberfläche aus. Eine ungeheure glühende Gaskugel schwebt vor uns, bald $1\frac{1}{3}$ millionenmal größer als die Erde. Man hat die Sonne sogar im Geiste gewogen; sie wiegt annähernd 40 000 Quadrillionen Zentner.

Wohl alle irdischen Elemente sind auf der Sonne in Gasform vorhanden. Das Innere besteht aus einer Gasmasse von einer ungeheuer hohen Temperatur, in der ein Riesendruck herrscht. Darüber liegt eine dicke Lichthülle, die sichtbare, leuchtende Oberfläche. Über ihr lagert eine gelblich-rote Schicht, die hauptsächlich aus glühendem Wasserstoff und Helium besteht. Über allem glänzt die nur bei totalen Sonnenfinsternissen wahrnehmbare strahlende Korona, in der sich leichte Elemente und kosmischer Staub befinden. Die Sonnenoberfläche hat kein gleichmäßiges Aussehen, sondern bildet ein Durcheinander von hellen und dunklen Körnern. Zu manchen Zeiten sieht man viele und dann wieder wenige Sonnenflecke; ihre Periode beträgt etwas über elf Jahre. Sie umwandern die Sonne von Osten nach Westen in ungefähr 25 bis 26 Tagen. Das Vorkommen der Flecke beschränkt sich auf eine Zone von höchstens 40 Grad Breite beiderseits des Sonnenäquators. Jene Gebilde stellen Gegenden dar, in denen ein gewaltiger Ausgleich zwischen den höheren, kühleren Schichten und den heißen Tiefen in Form von Wirbeln und Spiralen stattfindet. Besonders sind Wasserstoff, Kalzium und Eisen als Gase beteiligt. Am Sonnenrande sieht man die Flecke vielfach von hellen Partieen, sogenannten Fackeln umgeben, die man wohl mit hochschwebenden hellen Kalziumwolken vergleichen kann. Bei totalen Sonnenfinsternissen ist der Sonnenrand rötlich umsäumt, und hier und dort werden glühende Wasserstoffgase als Protuberanzen mit Riesengeschwindigkeiten emporgeschleudert. Sie erreichen sogar Höhen von annähernd 1 Million Kilometern über der Sonne. Dauernd finden solche Ausbrüche statt. Die Sonne gleicht an ihrer Oberfläche einem gewaltigen Flammenmeer, gegen das die vermeintlichen Höllenfeuer ein Kinderspiel sein müssen.

Unser Tagesgestirn kann man mit einem riesigen Elektromagneten vergleichen, der uns dauernd mit Elektronen, den Elektrizitätsatomen bombardiert. Durch die gewaltigen elektrischen Wirbel, die sich im Bereich eines Sonnenflecks zeigen, dringen große Mengen elektrischer Teilchen in die Atmosphäre der Erde. Hier entladen sie sich in den höchsten Schichten, und wir sehen Polarlichter. Obgleich uns die Sonne nur etwa den 2500 millionsten Teil ihrer Gesamtwärme zustrahlt, erhalten wir in jeder Sekunde ein Wärmequantum, durch das ein Gewicht von annähernd 350 000 Millionen Zentnern einen Kilometer hoch gehoben werden könnte.

Erst im Jahre 1954 sehen wir in unseren Breiten eine totale Sonnenfinsternis. Manche von uns werden sie noch erleben . . . J. Z.



Tiere im Schacht.

Die britischen Bergwerks-Behörden veröffentlichten dieser Tage eine Statistik der Ponys und Pferde, die in den englischen Gruben beschäftigt sind. Der Laie wird erstaunt sein, zu hören, daß auch heute, im Zeitalter der Maschine, noch zahlreiche Vierfüßler als treue Kameraden des Menschen unter Tage arbeiten. In England sind es insgesamt 37 751 Pferde. Fast 9000 davon arbeiten allein schon in den Bezirken von Südwales und Monmouthshire. 1102 Tiere wurden im letzten Jahre tödlich verletzt und starben als Opfer der Arbeit.

Auf den Spuren August des Starken . . .

August der Starke hat bekanntlich besonders gewissenhaft für die Hebung der Geburtenziffer in seinem Lande Sorge getragen. Daß auch heute sich manche Väter einer recht stattlichen Kinderzahl erfreuen, erwies sich erst jetzt wieder, als dem Stadtarbeiter Adam Schnetz in Mosbach das 25. Kind geboren wurde. Er besitzt 13 Kinder aus erster Ehe, 12 von seiner zweiten Frau. Für den 25. Sprößling, der jetzt getauft wurde, hat die Steigerabteilung der Freiwilligen Feuerwehr in Mosbach die Patenschaft übernommen. Adam Schnetz ist mit seinen 25 Kindern dem Landwirt Theobald Rinkel in Altenheim bei Offenburg nur um eine Nasenlänge voraus. Denn Theobald Rinkel hat es als glücklicher Vater auch schon zu 24 Kindern gebracht, von denen 16 aus erster, 8 aus zweiter Ehe stammen. Leider sind von diesen Kindern nur noch 12 am Leben, 8 Söhne und 4 Töchter. Der Führer und Reichskanzler hat für den zuletzt geborenen Sohn die Ehrenpatenschaft übernommen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.